

SARAH CROUCH

Middletide
Was die Gezeiten
verbergen

ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch
von Lena Kraus

dtv



Deutsche Erstausgabe 2025

© 2024 Sarah Crouch

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

»Middletide«

(Atria Books, An Imprint of Simon & Schuster, LLC, New York 2024)

© 2025 der deutschsprachigen Ausgabe:

dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG

Tumblingerstraße 21, 80337 München

verlag@dtv.de

Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gesetzt aus der Aldus Nova und der Avenir

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28474-5

*Für meine Mutter, Laurie,
die meine Geschichten schon geliebt hat,
bevor sie überhaupt Sinn ergaben.*

ANMERKUNG DER AUTORIN

›Middletide‹ ist zwar Fiktion, die Inspiration für die Squalomah und das Sacred Mountain Reservat basiert aber auf persönlichen Erfahrungen der Autorin mit den First Nations der Lummi und Navajo.

Die Autorin möchte betonen, dass die Kultur der Squalomah fiktiv ist und dass sie, auch wenn sie von indigenen Kulturen inspiriert wurde, keine echte indigene Nation repräsentiert. Alle Details über das Leben im Reservat sind mit tiefem Respekt geschrieben worden und mit dem Wunsch, in die einzigartige Verbindung zwischen Reservaten und anderen Siedlungen in den USA einzutauchen.

PROLOG

3. JANUAR 1994

Grauer Schaum klatschte an den Bug des Crestliners, der sich auf den stillen Wassern des Puget Sound gen Norden bewegte. Ein Fischer namens Mike Ginter saß hinter der Windschutzscheibe und bewegte sich mit seinem Boot im Rhythmus der Wellen auf und ab. Sein Blick war auf den Tannenwald gerichtet, der das Ufer säumte wie eine grüne Wand. Er hielt nach der sterbenden Kiefer Ausschau, deren sonnengebleichte Äste wie freigelegte Knochen aus dem Grün ragten.

Es war früher Sonntagmorgen, und wie es aussah, hatte er es ausnahmsweise vor Wes zu ihrem besten Fischgrund geschafft. Mike schaltete den Motor ab und ließ den Crestliner lautlos wie ein Papierschiffchen durch die verborgene Verbindung in die Bucht gleiten. Soweit er wusste, waren Wes und er selbst die einzigen Fischer der Stadt, die sie kannten. Zwischen der toten Kiefer und der rechts daneben befand sich ein schmaler Graben, so schmal, dass er nur bei Flut befahrbar war und Mike sich trotzdem noch hinter der Windschutzscheibe zusammenkauern musste, um den unteren Zweigen auszuweichen, die bei der Durchfahrt an beiden Seiten des Bootes kratzten.

Ein kleiner Bach, der über das Grundstück der Leiths floss, füllte den geheimen See mit Süßwasser. Es zog die fettesten Forellen an, die in der Umgebung von Point Orchards zu finden waren. Mike und Wes hatten auf ihre Freundschaft ge-

schworen, dass sie die Bucht geheim halten würden. Aber es verging kaum eine Woche, in der im Hafen nicht irgendjemand ihren Fang beäugte und sie dazu ausfragte.

Mikes Crestliner schlüpfte zwischen den Tannenzweigen hindurch, und er riss sich seine Mütze vom Kopf und klatschte sie neben sich auf die Bank. Er hatte sich darauf gefreut, Wes wegen seiner Verspätung aufzuziehen, doch dessen Boot schaukelte auf der anderen Seite des Sees bereits sanft vor sich hin. Mike stieß einen leisen Fluch aus und griff nach den Alurudern, die sich unter der Bank befanden. Die Ruderflächen brachten das perfekte Spiegelbild der Nadelbäume auf der Wasseroberfläche zum Tanzen, während das Boot sich langsam nach vorne bewegte. Er und Wes riskierten es nie, den Motor anzumachen, wenn sie hier waren; sie wollten sich weder anderen Fischern noch Elijah Leith gegenüber verraten, der wahrscheinlich nicht gerade begeistert wäre, wenn er wüsste, dass sie sich auf seinem Grundstück aufhielten.

Mike ruderte diagonal über den See zum Boot seines Freundes. Wes stand wie ein Soldat an Deck, kerzengerade aufgerichtet, mit dem Rücken zu Mike. Er starrte die Bäume an und machte keine Anstalten, sich umzudrehen. Man konnte hier das Ufer nicht sehen. Die Bäume wuchsen bis dicht ans Wasser, und ihre Äste und Zweige hingen darüber und malten einen schwankenden Ring aus schwarzen Schatten um den See.

»Es ist zwanzig vor acht«, rief Mike, als er sich näherte. »Die Sonne ist offiziell seit einer Minute aufgegangen, was muss man tun, um vor dir hier zu sein?«

Wes drehte sich nicht um und lachte auch nicht über Mikes Witz. Er reagierte überhaupt nicht. Mike hielt das rechte Ruder ins Wasser, sodass sein Boot langsamer wurde und schließlich ruhig neben Wes' lag.

»Weißt du, irgendwann wird Irene ...«

Mike verstummte. Er starrte seinen Freund an. Wes' Gesicht war so ausdruckslos wie Stein. Wenn der Mann nicht aufrecht gestanden hätte, hätte Mike wahrscheinlich gedacht, er sei tot.

»Schau mal.« Wes' Stimme klang geradezu ehrfürchtig.

Mikes Blick folgte dem seines Freundes ins Dickicht.

Dort, im Schatten einer Schierlingstanne, war eine Frau. Sie hing an einem Seil von einem der unteren Äste. Ihre nackten Füße berührten gerade so die feuchte Erde, ihre Arme baumelten schlaff herunter.

Sie hing mit dem Rücken zu Mike und Wes, aber es gab trotzdem keinen Zweifel daran, um wen es sich handelte. Niemand sonst in Point Orchards hatte solches Haar, perfektes maisseidenblondes Haar, das ihr in einer glänzenden Welle bis auf den unteren Rücken fiel. Mike Ginter hatte es jedes Mal, wenn er zu ihr in die Klinik ging, bewundert – genau wie alle anderen in der Stadt. Seine Frau hatte immer gesagt, solches Haar sei wirklich unpraktisch für eine Ärztin. Ein Windhauch drehte die Leiche langsam an ihrem Seil. Mike wandte den Blick ab. Er wollte ihr Gesicht nicht sehen.

Um zwei nach neun band Sheriff Jim Godbout das silberfarbene Polizeiskiff an einem gefällten Baumstamm am Ufer fest. Sein junger Hilfssheriff Jeremy umkreiste bereits den Baum, an dem Dr. Erin Landry hing, und musterte sie eingehend.

»Da ist ein Brief«, rief Jeremy, als Jim sich näherte. Der Hilfssheriff zog ein gefaltetes Blatt Papier aus der Tasche von Erins Fleecejacke. Er gab sich die größte Mühe, die kalte Hand, die daneben hing, nicht zu berühren. Er reichte das Blatt dem Sheriff, der es auffaltete und den Brief rasch überflog. Als er fertig war, las er ihn noch einmal, diesmal sehr viel langsamer.

Er seufzte tief, faltete den Zettel wieder zusammen und steckte ihn in seine Hosentasche. Als er wieder zu seinem Hilfssheriff aufschaute, sah er für seine achtundsechzig Jahre sehr alt aus.

»Was?«, drängte Jeremy.

»Holen wir sie runter«, sagte der Sheriff niedergeschlagen.

Jeremy zog sich an einem Ast auf Schulterhöhe hoch und kletterte durch die Äste, bis er das Seil erreichen konnte.

»Sie muss hier hochgeklettert sein, um die Schlinge festzubinden. Und dann ist sie gesprungen.« Er hatte Mühe, den festgefrorenen Knoten zu lösen.

Als er es schaffte, schlang der Sheriff die Arme um Erin, damit die Leiche nicht einfach zu Boden fiel. Ihr Oberkörper klappte nach hinten über seine Schulter, und er legte sie sanft auf den Boden, neben ein Büschel reifbedeckten Farns. Er machte zwei Versuche, ihr die Augen zu schließen, aber sie blieben stur offen.

Jeremy sprang von einem Ast herunter und kam mit einem Stöhnen auf. Zusammen starrten die beiden Männer die fünf- unddreißigjährige Ärztin an. Sie war im Tod genauso schön, wie sie es zu Lebzeiten gewesen war.

»Ich verstehe einfach nicht, warum.« Jim schüttelte den Kopf.

»Du meinst, warum sie es getan hat?«

»Nein, ich meine, warum hier? Die Bäume sind in dieser Gegend dem Menschen tausend zu eins überlegen. Warum gerade dieser Baum, so weit hinter dem Haus der Leiths? Sie hätte überall hingehen können. Hier draußen hätten wir ihre Leiche wochenlang nicht gefunden, vielleicht Monate, wenn Wes und Mike nicht zum Angeln hergekommen wären.«

Der Sheriff ging in die Hocke und legte die Hand auf den Waldboden neben Erins Kopf. Er vertrieb etwas Erde zwischen

Daumen und Zeigefinger und betrachtete sie. Dieser Wald machte ihn immer noch nervös, selbst nach fünfundzwanzig Jahren. Es war nicht derselbe goldene Wald seiner Jugend in der Blue Ridge. Die Wälder der Appalachen waren einfach und vorhersehbar. Sie ordneten sich den Jahreszeiten unter, bekamen im Frühjahr hellgrüne Knospen, die bis zum Sommer zu saftig grünen Blättern wurden und dann orange und gelb, wenn der Herbst kam. Auf Anweisung des Winters hin ließen sie die Blätter fallen und standen für den Rest des Jahres nackt da, gerade wie Streichhölzer auf den Hügeln. Dort kündigte sich jeder Schritt mit dem Rascheln toter Blätter und dem Knacken von Zweigen an. Es waren laute, luftige Wälder, in denen man ständig von Vogelzitschern und dem Zirpen der Zikaden umgeben war. Die Wälder hier in Washington waren anders. Sie weigerten sich, sich nur dem Kalender zuliebe zu verändern, und schienen für die Stille geschaffen zu sein. Moospolster und dicke Lagen toter Tannennadeln dämpften jeden Schritt und saugten Stimmen in sich auf wie die reichhaltige schwarze Erde den Regen. Der Sheriff wischte sich die Finger an seiner Hose ab. Hinter ihm schlugen kleine Wellen an dunkle Baumrinde, sanft und tröstlich wie eine Mutter, die ihr Baby wiegt.

»Vielleicht wollte sie, dass dieser schöne kleine See hier im Wald das Letzte ist, was sie sieht«, überlegte Jeremy.

»Mitten in der Nacht? Sie kann doch kaum etwas gesehen haben.«

Der Hilfssheriff zuckte die Achseln. »Keine Ahnung.«

Jim stützte sich auf seinen Knien ab und kam wieder auf die Füße. »Kann es ihr nicht übelnehmen.«

»Wie meinst du das?«

»Es ist vor ein paar Jahren passiert. Ich weiß nicht, ob du damals schon hier oben warst, aber ihre kleine Tochter ist gestor-

ben.« Der Sheriff zog den Brief aus der Tasche und reichte ihn Jeremy. »Ich denke, sie hat sich wohl die ganze Zeit die Schuld daran gegeben. Hat es nicht mehr ausgehalten, damit zu leben. Will ich mir gar nicht ausmalen.«

Jeremy begann zu lesen.

Ich habe versucht, ohne Anna zu leben. Es ist unmöglich.

Sie ist nicht mehr da, und das ist meine Schuld.

Ich kann keinen weiteren Tag ohne sie auf dieser Welt verbringen. Ich kann einfach nicht mehr.

Wer mich findet: Es tut mir wirklich leid.

Erin

»Soll ich zu ihr ins Büro fahren, für die Schriftprobe?«

Der Sheriff zögerte. »Es sieht eindeutig nach einem Suizid aus, aber ja, wahrscheinlich sollten wir es überprüfen.«

»Ja, ziemlich eindeutig«, stimmte der Hilfssheriff zu und faltete den Brief wieder zusammen. »Sie muss irgendwann mit ihrem Seil hier rausgefahren sein, und dann hat sie es getan.«

Jim schaute sich schweigend um.

»Wo ist ihr Boot?« Er nickte in Richtung See. »Wenn sie mit dem Boot gekommen ist, wo ist es dann?«

Der Hilfssheriff ließ den Blick übers Wasser schweifen und dachte nach.

»Gibt es keinen Weg durch diesen Teil des Waldes? Wenn sie an der Straße geparkt hat, wäre es weniger als eine Meile. Vielleicht hat sie ihr Auto stehen lassen und ist hierhergewandert.«

Jims Blick wanderte an Erins vollständig bekleideter Leiche hinunter, bis zu den nackten Füßen, die nur an den Zehen-

spitzen, wo sie den Boden berührt hatten, ein wenig schmutzig waren.

»Ohne Schuhe?«

Jim hoffte inständig, dass er unrecht hatte, aber ein schmerzhaftes Stechen tief in seinem Bauch sagte ihm, dass er richtiglag. Zweieinhalb Jahrzehnte in Point Orchards, und nie, kein einziges Mal, hatte jemand es gewagt, ermordet zu werden. Er hatte nur noch acht Monate bis zur Rente, und jetzt das. Er dachte einen Moment darüber nach, aber es gab keine andere Erklärung. Sosehr er es auch versuchte, die nackten Füße konnte er nicht anders erklären.

Jim drehte sich um und legte Jeremy die Hand auf die Schulter.

»Bringen wir sie in die Stadt. Ich muss jemanden anrufen.«

22. AUGUST 1973

Elijah jagte auf dem schmalen Pfad Nakitas Lachen nach.

Er war schnell, sie war schneller. Er legte zu, sprintete jetzt fast, und trotzdem erhaschte er nur ab und zu einen Blick auf ihr dunkles Haar, wenn sie zwischen den Baumstämmen hindurch um enge Kurven jagte.

Sie kannte diesen Pfad mittlerweile genauso gut wie er. Sie liefen dort schon den ganzen Sommer über zusammen. Es war ihr Vorwand, die Ausrede für ihre Eltern; Nakita musste für ihr letztes Jahr im Crosslauf-Team der Schule trainieren, und weil Elijah im Vorjahr der Teamkapitän gewesen war, würde er den Sommer über, bevor er aufs College ging, mit ihr laufen.

Seit das Schuljahr zu Ende war, hatte er jeden Tag Nakitas selbstbewusstes Klopfen an der Haustür gehört, genau in dem Moment, in dem der Minutenzeiger der Küchenuhr von einer Minute vor zwölf auf Punkt zwölf sprang. Nach den langen Morgenstunden, die er auf Nakita gewartet hatte, musste Elijah sich manchmal zurückhalten, nicht sofort zur Tür zu sprinten und sie aufzureißen.

Sie tranken einen Schluck aus dem Schlauch hinter dem Haus, dann joggten sie nebeneinanderher am Holzschuppen und am Hühnerstall vorbei, wo eine Lücke im Zaun den Weg in den Wald freigab. Das war ihr Start, dort begann die Runde, auf der sie mittlerweile Hunderte von Kilometern gelaufen

waren. Es gab in Point Orchards genug andere Wege, doch nur auf diesem konnten sie sicher sein, dass sie allein sein würden.

»Wo lang?«, rief sie über ihre Schulter. Sie hatte die Weggabelung bereits erreicht und war nicht einmal besonders außer Atem. Der linke Weg führte über eine Meile durch einen moosig grünen Teil zurück zu ihm nach Hause, der rechte war kaum mehr als ein Wildwechsel, voller Brennnesseln, die ihre Schienbeine mit Blasen übersäen würden. Er führte hinunter zur Meerenge, zu dem geheimen See, an dem sie vor ein paar Wochen zum ersten Mal gewesen waren.

»Das weißt du doch«, rief er zurück und verlangsamte seinen Schritt. Er verschränkte die Hände hinter dem Kopf und atmete schwer. Süßer Kiefernduft erfüllte die Luft. Ein heller Sonnenstrahl war durch die nadligen Zweige gebrochen und erleuchtete Nakitas glänzenden Körper wie ein Scheinwerfer. Sie lächelte. In ihren schwarzen Augen funkelte dieselbe Aufregung, die Elijah ergriffen hatte. Sie rannte los wie ein Hase, den schmalen Pfad zu ihrer Rechten bergab, und sprang mit ihren bloßen Füßen über die dichten Büschel aus Brennnesseln und Doldenblütlern.

Das Tempo war nicht mehr so anstrengend, wenn Elijah daran dachte, was jetzt nur noch wenige Minuten vor ihnen lag. Er holte Nakita ein und lachte, als er sie überholte.

»Hey!« Sie griff nach seinem Tanktop, doch er riss sich los und rannte voraus, direkt durch ein riesiges Nesseldickicht. Er ignorierte das scharfe Stechen an seinen Beinen und schlängelte sich weiter durchs Unterholz. Irgendwie mochte er dieses Gefühl; den Verstand dazu zu bringen, den Schmerz zu ignorieren, war beim Crosslauf die halbe Miete, und er hatte momentan mehr als genug Ablenkung. Zwischen den Stämmen

blitzte nun das schimmernde Blaugrün des Sees. Er sprintete darauf zu, zwischen den letzten paar Bäumen hindurch, bis er schließlich am Ufer stehen blieb.

Nakita trat direkt hinter ihm aus dem Gebüsch. Ihre Brust hob und senkte sich rasch. Sie versuchte, wieder zu Atem zu kommen. Elijah sah ihr in die Augen, und sie senkte den Blick. Als sie ihm nun endlich am See gegenüberstand, war sie plötzlich schüchtern.

»Ich finde es toll, dass du mit offenen Haaren läufst.« Er machte einen Schritt auf sie zu und ließ seine Finger durch ihr Haar gleiten, wobei er sanft die Knötchen entwirrte, die der Wind gebunden hatte. »Du wirkst frei wie ein Kind, als wäre Laufen immer noch nur ein Spiel für dich.«

Nakita schloss die Augen und schmiegte den Kopf an seine Hände.

»Meine Nani sagt, das Squalomahwort für laufen bedeutet ›mit Mutter Erde tanzen‹.« Sie schüttelte ihr Haar aus seinen Fingern und begann, es geschickt zu losen Zöpfen zu flechten. »Fühlt sich das für dich nicht auch so an?«, fragte sie.

»Nicht wirklich. Nicht mehr. Es ist jetzt eher Mittel zum Zweck. Ich habe bekommen, was ich wollte. Mit dem Stipendium kann ich hier weg.«

Nakita schüttelte den Kopf. »Nicht. Nicht heute. Wir haben noch eine Woche. Tun wir so, als könnten wir die letzten paar Tage für immer ausdehnen.«

Elijah grinste, zog T-Shirt und Schuhe aus und schnappte sich dann Nakita, um mit ihr zum Wasser zu rennen. Sie schlang die Arme fest um seinen Hals und kreischte, als er mit ihr in den See sprang und das kühle, klare Wasser sie beide verschluckte.

Es wusch die Nesseln, den Schweiß und die Hemmungen ab,

und als sie wieder an die Oberfläche kamen, lachte Nakita und drückte ihre Lippen auf seine.

»Weißt du«, sagte er und küsste sie auf den Mund, auf die Wange, auf die Nase, »das hier ist wahrscheinlich mein Lieblingsplatz auf der ganzen Welt.«

»Dann bleib«, flüsterte sie und vergrub ihr Gesicht an seinem Hals.

Er hielt sie lange so fest, prägte sich ein, wie sich ihr nasses Haar an seiner Brust anfühlte. Er würde diesen Moment – jedes kleinste Stückchen davon – in dem besonderen für Nakita reservierten Teil seines Gehirns aufbewahren. Ihre sonnenewärmte Haut, das Salz auf ihren Lippen, den Rhythmus ihres Herzens so nah an seinem: Wenn er nächste Woche zur selben Zeit zum ersten Mal in seinem Leben in einem Flugzeug saß, würde er die Augen schließen und jedes Detail Revue passieren lassen.

»Hast du Hunger?«, fragte er. Sie nickte.

Elijah trug Nakita durch das hüfthohe Wasser zur Mündung des kleinen Baches, der sich wie ein glänzendes Band aus Licht durch den dunklen Wald schlängelte und auf seinem Weg zwischen den schiefergrauen Steinen und Farnen hindurch fröhlich vor sich hin gurgelte. Er setzte sie auf einen moosbewachsenen Baumstamm, und sie beugte sich vor, um ihre Finger ins Wasser zu tauchen. Nakita bewunderte den Lauf des kleinen Baches, während Elijah überreife Brombeeren von den dornigen Ranken hinter ihr klaubte.

Der purpurrote Saft tropfte von seinen Händen, als er nach ihr rief und sie zu einer riesigen Schierlingstanne winkte. Sie lehnten sich an den dicken Stamm und aßen die süßen Beeren – nur das sanfte Gluckern des Wassers durchbrach die Stille.

Elijah stand auf und zog ein kleines Taschenmesser aus der Tasche. Er klappte es auf und drehte sich wieder zum Stamm der Tanne um.

Nakita beobachtete die Klinge in seiner Hand, während er das Messer durch die dicke Rinde gleiten ließ.

»Niemand wird sehen, was du da schnitzt«, sagte sie pragmatisch.

»Die Vögel schon«, antwortete er. »Vielleicht ein, zwei Rehe.«

Nakita wandte ihren Blick zum See. Ein Reiher schnappte am anderen Ufer nach einem Fisch, schnell wie ein Blitz – dann hob er mit langsamen, eleganten Flügelschlägen ab. Seine nächste Mahlzeit zappelte in seinem Schnabel.

Elijah summte über ihr vor sich hin.

»Ich kann einfach nicht glauben, dass du nächste Woche nicht mehr hier bist.«

Elijah riskierte einen Blick auf Nakita und sah, dass sie traurig zu Boden schaute. Sie bereute es jetzt schon, die Worte ausgesprochen zu haben. Sie hingen wie Nebel zwischen ihnen in der Luft und verpesteten die süße Stille.

Mehrere Minuten lang waren nur das Plätschern des Wassers und das Kratzen seines Messers zu hören. Winzige Holzstückchen und Staub rieselten auf Nakitas Schultern herab.

»Versuch, dich mal eine Sekunde lang in meine Lage zu versetzen, okay?« Elijah pustete den Staub von seinem Werk und setzte sich neben sie. »Denk an alles, was ich in der Stadt sehen und machen kann, Dinge, die hier nie möglich wären. Es ist nicht so, dass mit Point Orchards irgendwas nicht stimmt, oder mit jeder anderen Kleinstadt, es ist nur so, dass ich nicht glaube, dass man sich hier genauso selbst finden kann wie in einer Stadt wie San Francisco.«

»Was willst du denn finden?«, fragte sie.

»Ich weiß es nicht. Inspiration. Brandneue Inspiration, die Art, die es nur in einer Stadt gibt.«

Nakitas Blick blieb an einem alten Baumstumpf hängen. Er war halb verrottet, aber es wuchsen drei neue Bäume darauf, deren Wurzeln sich durch dichte weiße Flechten und verwesende Rinde schlängelten, um sich darunter an der Erde festzuhalten. Altes und neues Leben in einem.

Sie zeigte darauf. »Siehst du den Baumstumpf da? Das ist eine Stadt. Du kannst Jahrzehnte damit verbringen, die Straßen und Gebäude kennenzulernen, versuchen, zu verstehen, wie eine Generation sich auf dem Fundament der vorherigen ein Leben aufgebaut hat. Du könntest dich selbst finden, während du die tausend Krabbeltiere zählst, die in diesem Baumstumpf leben. Und ich wette, wenn du bereit wärest, lange genug ganz still dazusitzen, nur um zuzuhören, dann würde er dir sogar seine Geschichten erzählen.«

Elijah sprang auf und starrte sie von oben an, seine Augen ebenso blau und lebendig wie der See hinter ihm. »Aber genau das ist es ja gerade, Nakita. Ich will keine Geschichten hören. Ich will sie *erzählen*. Ich will Geschichten schreiben, die zehntausend Menschen lesen. Hunderttausend. Ich glaube wirklich, ich könnte ein richtig guter Schriftsteller werden, aber nicht, wenn ich hierbleibe.« Nakita schwieg. Sie beobachtete, wie er vor dem Baumstumpf hin und her lief.

»Ich habe noch nicht genug gesehen«, behauptete er. »Ich habe noch nicht genug *gelebt*. Man schreibt, was man kennt, und ich glaube einfach nicht, dass irgendjemand sich für eine Geschichte über einen Mann interessiert, der sein ganzes Leben in derselben kleinen Stadt verbracht hat. Ich bin es mir doch schuldig, *irgendetwas* zu erleben, oder?«

Nakitas schwarze Augen funkelten vor Wut. Sie stand auf und trat ihm gegenüber. »Und das hier? Das hier ist nichts, Elijah? Was ist das hier dann, was machen wir hier überhaupt?«

Elijas Gesichtsausdruck wurde wieder milder. Er trat auf sie zu und schlang die Arme um ihre Taille.

»Hey. Es ist nicht so, dass ich nicht ... dass ich nicht mit dir zusammen sein will. Aber in San Francisco wartet ein Leben auf mich, ein ganz anderes Leben als das, was ich hätte, wenn ich hierbleibe.«

Nakita schwieg, und Elijah seufzte frustriert.

»Ich weiß nicht, wie ich es dir sonst noch erklären kann. Du wurdest mit dem Gedanken erzogen, dass das Land, auf dem du aufgewachsen bist, heilig ist. Dass du und die Deinen genau hierhergehört. Mir geht es mit Point Orchards einfach nicht so. Ich will schon immer hier weg, solange ich denken kann.« Sein Blick wankte, und er schaute auf seine Füße herab. »Du würdest es wahrscheinlich verstehen, wenn du tagein, tagaus mit meinem Vater in einer winzigen Hütte festsitzen würdest.«

Irgendwo in der Mitte des Sees sprang eine Forelle, und sie zuckten beide zusammen. Als Elijah sich wieder zu Nakita umdrehte, sah er, dass sie den Kiefer entschlossen vorgeschoben und die Schultern gestrafft hatte.

»Elijah, liebst du mich?«, fragte sie mutig.

Er riss die Augen auf und starrte dieses wunderschöne sechzehnjährige Mädchen an, das er überhaupt erst wirklich *kannte*, seit sie und ein paar andere aus dem Reservat zu Beginn der Saison ins Highschoolteam gekommen waren. Als er sich für den Gedanken, dass er mit ihr zusammen sein könnte, geöffnet hatte, hatte sie ihn komplett erfüllt, im Wachzustand jeden Winkel seines Geistes und im Schlaf die meisten seiner Träume. Er hatte noch nie jemanden wie sie gekannt. Sie ka-

men aus unterschiedlichen Welten. Und doch, der Sommer, den sie miteinander verbracht hatten, fühlte sich an, als hätten sich zwei Hälften eines alten Fotos zusammengefügt: Jede Kante des Risses passte perfekt.

»Ja«, sagte er und überraschte sich damit selbst.

»Dann geh«, sagte sie entschlossen. »Tu, was du in San Francisco tun musst, leb ein paar Jahre lang das Leben, das du leben willst, dann komm zurück.«

Er trat zu ihr und drückte sie an sich, ihren Kopf an seiner Brust.

»Mache ich«, versprach er. »Hm, was ist heute, der 22.? Versprechen wir, dass wir uns in genau vier Jahren, am 22. August, bei diesem Baum hier treffen? Ich bin dann gerade mit dem College fertig, und egal, wo ich dann auf der Welt bin, egal wo du bist oder wo das Leben uns hingeführt hat, wir treffen uns genau hier.«

Nakita drehte den Kopf und küsste seine Handfläche.

»Okay«, flüsterte sie.

Elijah hob ihr Gesicht an.

»Ich meine es ernst«, sagte er und musterte sie mit einem suchenden Blick und einer Intensität, die sie noch nie bei ihm gesehen hatte. »Ich komme zu dir zurück, Nakita.«

Sie nickte. »Ich werde hier sein.«

2

22. AUGUST 1977

Nakita kratzte mit den Fingern das Schweinefett aus der Dose. Sie ließ den Fettklumpen in die kleine Mulde im Mehl fallen und goss dann eine Tasse warmes Wasser darüber, bevor sie mit routinierten Bewegungen zu kneten begann, ab und zu die Schüssel drehte, bis ein grober Teig daraus wurde. Der Boden knarzte hinter ihr, und sie hielt inne.

»Guten Morgen, Nani«, sagte sie, ohne sich umzudrehen.
»Du bist früh wach.«

Nakita musste nicht hinsehen, um zu wissen, dass ihre Großmutter in der Küchentür stand und ihr beim Kneten zusah. Sie spürte ihren missbilligenden Blick wie ein Brandeisenschild auf ihrem Rücken.

Sie rollte drei Teighäufchen und legte sie auf die rissige Resopal-Arbeitsplatte, bevor sie sich seufzend umdrehte. »Sag es doch einfach.«

»Weiß Kailen, wo du hinwillst?«

Nakita wandte sich wieder ihrer Arbeit zu und ließ eine weitere Handvoll Schmalz in die gusseiserne Pfanne fallen, die auf dem Herd schon warm geworden war. Das Fett schmolz nach außen hin, am Rand bildeten sich kleine Bläschen.

»Ich habe ihm nichts versprochen.«

Der dünne Boden knarzte wieder, als Nani die Küche betrat.

»Das war nicht meine Frage«, sagte sie.

Als Nakita keine Antwort gab, trat Nani vor und legte ihrer Enkeltochter die rheumageplagten Hände auf die Schulter.

»Nakita, ich möchte dich nur vor dem Schmerz bewahren, den du heute in dein Herz bittest.«

»Es würde mehr wehtun, wenn ich nicht gehen und später herausfinden würde, dass er da war«, sagte Nakita leise.

Die knorrigen Hände verließen Nakitas Rücken und fingen an, die Teigbälle auf der Arbeitsfläche zu dicken Kreisen plattzudrücken. Nakita wusste, dass ihre Großmutter ihren Plan akzeptiert hatte, auch wenn Nani oft lange brauchte, um die Brücke von Akzeptanz zu Zustimmung zu schlagen.

Die erste Teigplatte fiel mit einem lauten Knistern und Schäumen ins heiße Fett in der Pfanne, und Nakita überließ es ihrer Großmutter, sich um das Brot zu kümmern, während sie zwei Äpfel und einen in Papier eingeschlagenen Streifen getrocknete Forelle in einen Leinenbeutel packte. Sie legte zwei warme Pfannbrote dazu und tat dann Honig auf das dritte, bevor sie es durchbrach und das größere Stück ihrer Großmutter reichte.

Nani und ihre Enkeltochter trugen ihr Frühstück durch die Haustür zu den zwei Schaukelstühlen, die nebeneinander im Sonnenaufgangsschatten standen. Der Schatten neigte sich wie das Aluminiumdach, das ihn warf, über die Veranda. Sie aßen gesellig schweigend, doch so leicht würde Nani nicht lockerlassen.

»Wenn du wenigstens mit Kailen reden würdest ...«

»Nani, bitte«, sagte Nakita kurz und warf ihrer Großmutter einen flehenden Blick zu. »Kailen ist ein guter Mann, aber er ist jung. Ich bin jung. Wir haben noch jahrelang Zeit, um zu entscheiden, ob wir zusammen sein wollen.«

»Er hat sich schon entschieden, Nakita. Er wird dir ein gutes Leben schenken, wenn du ihn lässt.«

Nakita biss in ihr Brot und ließ den Blick über den Schotterweg zum dämmerungsfarbenen Fluss dahinter schweifen. Das Wasser floss hinter den Nadelbäumen lautlos gen Westen; am Ufer lagen zwei umgedrehte Kanus. Das erste gehörte ihrem Vater: rustikal, nachlässig gepflegt, der Lack mit den Jahren aufgeplatzt. Das zweite hatte Kailen im Frühsommer ihrer Familie geschenkt. Es glänzte und war mit einer Kunstfertigkeit gezimmert, die Kailens vierundzwanzig Lebensjahre weit übertraf. Nakita wurde das Gefühl nicht los, dass es sich um Bestechung handelte.

»Weißt du noch, als ich ein kleines Mädchen war? Als du mich auf dem Dach erwischt hast, in jeder Hand ein Bündel Krähenfedern?«

Nani stieß ein rasselndes Lachen aus, das rasch zu einem Husten wurde. »Ach Liebes, du dachtest, du könntest direkt an den Wipfeln der Bäume vorbeifliegen, wenn du nur schnell genug mit deinen Flügelchen schlägst.«

»Du hast mich gezwungen, runterzukommen«, erinnerte sich Nakita. »Ich habe gefragt, ob du es Mama erzählen wirst, und du hast gesagt, dass das nichts bringen würde, sie würde sich nur Sorgen machen.«

Nani nickte.

»Das hier ist genau dasselbe«, fuhr Nakita fort. »Es würde allen nur Probleme bereiten, wenn ich es Kailen sage.« Sie aß ihr Brot auf und leckte sich einen Tropfen Honig vom Daumen.

»Mag sein.« Nani stand auf, ihr Blick ruhte einen Moment lang auf Nakitas Gesicht. »Aber Elijah ist schon sehr lange weg. Vielleicht erinnert er sich gar nicht mehr an sein Verspre-

chen. Ich hoffe, du bist heute Abend bei Sonnenuntergang heil und sicher wieder vom Dach herunter.«

Nakita saß allein auf der Veranda und sah zu, wie der Fluss an den Kanus vorbeifloss.

Bevor sie ging, kramte sie in der alten Schachtel mit dem billigen Make-up, das sie zum vierzehnten Geburtstag bekommen hatte. Die Hälfte war eingetrocknet und unbrauchbar, aber sie schaffte es, ein bisschen schwarze Wimperntusche zusammenzukratzen und genug Lipgloss, um ihre Lippen tiefrot zu malen, wie überreife Kirschen. Nani kämmt ihr die Haare, bis sie glänzten, und Nakita flocht sie nicht wie gewöhnlich zu einem Zopf, sondern ließ sie offen über ihre Schultern fallen.

Sie hielt sich zurück, bis die Sonne eine ganze Handbreit über den Bergen im Osten stand, dann machte sie sich mit dem Leinenbeutel über der Schulter auf den Weg zum See.

Die Fenster der Leiths waren noch dunkel, als sie eine Stunde später dort ankam, und sie schämte sich, als sie wie eine Diebin durch die Schatten zu der Lücke im Zaun kroch. Sie bezweifelte, dass Mr Leith sie davon abhalten würde, über sein Grundstück zum See zu laufen, aber sie wollte ihm nicht erklären müssen, warum sie dort hinwollte. Seit Elijah fort war, hatte sie seinen Vater einige Male in der Stadt gesehen. Anders wäre es auch gar nicht möglich gewesen, schließlich hatte sie die letzten zwei Jahre damit verbracht, im Supermarkt die Einkäufe von ganz Point Orchards in Tüten zu packen. Er war immer freundlich gewesen, wenn er zu ihr an die Kasse kam, aber sie hatte ihn nie gefragt, ob er von Elijah gehört hatte, und er hatte nie von sich aus etwas gesagt. Monat für Monat scannte sie mehr Bierdosen für ihn ein. Warum sollte er auch nicht trinken? Er lebte allein in einer Hütte im Wald – wahrscheinlich vermisste er Elijah genauso sehr wie sie.

Nakita schlüpfte hinter dem stinkenden Hühnerstall durch den Zaun. Eine einzelne Henne hatte direkt am Waldrand ein Nest gebaut und flatterte in einer gackernden Federwolke auf, als die unerwartete Besucherin sie aufschreckte. Nakita versuchte, sie zu verscheuchen, und spähte nervös zurück zu den dunklen Fenstern der Hütte, bevor sie den Pfad entlanglief. Die vier Jahre, seit sie diesen Pfad zuletzt mit Elijah gelaufen war, hatten das Land gezeichnet. Der Pfad, der damals schon schmal gewesen war, war durch dichten Farnwuchs und Mahonien noch verengt worden. Die umgestürzten Bäume einiger Winter hatten Hürden gebildet, die sie auf dem Weg zum See überwinden musste. Es war niemand mehr da, der sie durchsägte: Dafür war Elijah zuständig gewesen. Er hatte seine jungen Muskeln angestrengt, sich Meter um Meter den Rundweg entlanggekämpft und mit der Machete seines Vaters einen ordentlichen Korridor freigelegt. Vier Jahre lang unberührt, hatte der Wald nun nach und nach das Terrain zurückerobert und die Spuren seiner Arbeit verwischt. Bald würde es keinerlei Hinweise mehr darauf geben, dass er je hier gewohnt hatte.

Nakita lief zunächst an der Gabelung vorbei und musste umkehren und danach suchen. Was damals schon ein schmaler Pfad im Dickicht gewesen war, war nun kaum mehr als eine schmale Rinne im Pflanzenmeer. Die Brennesseln standen gerade und hoch aufgerichtet, keine einzige war zertreten oder abgeknickt. Sie war die Erste, die heute diesen Pfad entlanglief. Die Nesseln bissen und zwickten sie, bedeckten ihre Haut mit kleinen Bläschen, während sie sich weiter in Richtung des Sees durchkämpfte. Sie konnte das satte, verführerische Blau schon jetzt zwischen den Bäumen hindurchschimmern sehen. Gerade als das Licht auf dem Wasser den Übergang vom blassen Morgenlicht zum golden schimmernden Mittagfunkeln voll-

zog, erreichte Nakita die Schierlingstanne. Seufzend ließ sie ihren Leinenbeutel fallen und berührte mit den Fingerspitzen den Stamm.

Nakita schloss die Augen und war sofort wieder sechzehn. Elijah trug sie durchs Wasser – sie schmeckte die Süße der Brombeeren auf seinen Lippen. Sie erinnerte sich daran, wie ernst der Blick aus seinen meerblauen Augen gewesen war, als er ihr versprochen hatte, er würde zu ihr zurückkommen. Heute.

Nakita ließ sich am Stamm entlang auf den Waldboden sinken und lehnte den Kopf zurück. Sie saß bewegungslos da, während die Morgenstunden vorüberzogen. Ihr Körper war ruhig, aber ihre Gedanken rasten. Jedes noch so leise Geräusch sorgte dafür, dass sie die Augen aufriss und in das dunkle Dickicht spähte, aus dem sie gekommen war. Obwohl sie es eigentlich besser wusste, hoffte sie, dass Elijahs schlanker Körper zwischen den Zweigen hervortreten würde – dass er trotz all der Jahre sein Versprechen gehalten hatte.

Ihr Rücken wurde langsam taub, und sie verlor das Gefühl in den Beinen, während die Sonne eine langsame, wankende Linie über das Wasser zog. Ein paar Meter entfernt graste ein junger Hirsch einen gemächlichen Kreis um den See herum. Nakita kramte in ihrem Beutel nach einem der Äpfel. Sie aß die Hälfte und hielt die andere in der Hand, dann wartete sie. Als der Wind die Härchen auf ihrem Arm anhob, streckte sie die Hand aus, damit der Geruch des Apfels zum Hirsch hinübergeweht wurde. Einen vorsichtigen Schritt nach dem anderen kam er auf sie zu. Nakita schaute ihm lange in die Augen, ihr Atem ging tief und gleichmäßig.

»Da, nimm«, flüsterte sie, als er vorsichtig den Hals reckte und den halbierten Apfel von ihrer Handfläche hob. Nakita gab

ihm auch ihren zweiten Apfel und strich dem Tier sanft über die Flanke, als es an ihr vorbeischnitt und weiter am Ufer entlang graste.

Die Hitze flirrte über dem Wasser. Nakita zog sich bis auf die Unterwäsche aus und watete ins kühle Nass hinaus. Sie ließ sich auf dem Rücken treiben, das Wasser trug sie sanft. Wolkenfetzen, die sich der Meerenge näherten, spiegelten sich in ihren dunklen Augen. Als sie sich in der Mitte des Sees befand, paddelte sie mit den Füßen im seidigen Wasser, sodass sie sich langsam im Kreis drehte. Irgendwo unter ihr versammelte sich ein Forellenschwarm. Nakita spürte seine Bewegungen und dachte an den Streifen getrockneten Fisches in ihrem Beutel. Der Hunger trieb sie zurück zur Schierlingstanne, wo sie sich anzog, ihr Haar zu einem feuchten Zopf webte und die Forelle und ein Stück Brot aß.

Die Schatten am anderen Ufer des Sees wurden länger, während die Sonne sich zum westlichen Horizont senkte. Nakitas Gedanken wanderten von Elijah zu Kailen. Nani hatte recht; Kailen würde ihr ein gutes Leben schenken, wenn sie ihn nur ließ. Er sah gut aus, und er war loyal, verlässlich wie Ebbe und Flut. Außerdem war er einer von ihnen. Das war wichtig, viel wichtiger als eine Leidenschaft, die einen kurzen Sommer lang hell gebrannt hatte, nur um sie dann mit einem leeren Schmerz zurückzulassen, als sie fort war.

Nakita schaute den dicken Wolken zu, die sich hinter den Bäumen sammelten. Ihre prallen Bäuche schimmerten im Licht der sinkenden Sonne wie rosa Opale. Sie zog die Knie an und ließ den Kopf darauf sinken. Es hatte nicht so wehgetan, wie sie gedacht hatte. Tief in ihrem Inneren hatte sie sich auf die Enttäuschung vorbereitet. Ganz ehrlich, wenn Elijah auf wunderbare Weise tatsächlich zwischen den Bäumen hervor- und zu-

rück in ihr Leben getreten wäre, hätte sie nicht gewusst, was sie tun oder sagen sollte. Sie war trotzdem gekommen. Sie war gekommen, weil ihr Vater sie vor langer Zeit bei einer Lüge erwischt hatte und weil sie die Enttäuschung in seinem Blick, während er ihr erklärte, dass sie ihrem Wort dieselbe Loyalität schuldete wie eine Wölfin ihren Welpen, nie vergessen würde. Wenn es wirklich darauf ankam, war ihr Wort alles, was sie hatte.

Das letzte Abendlicht tropfte aus den Wolken, und Nakita stand auf. Sie hatte ihr Versprechen gehalten. Sie hatte zu viel von ihrer Jugend auf eine Sommerliebe verschwendet, der sie nichts schuldig war.

Nakita lief im Mondlicht nach Hause. Als sie das erste Haus direkt am Rand des Reservats erreichte, brachte das Licht, das noch aus Nanis Schlafzimmerfenster im ersten Stock strömte, sie zum Lächeln.

»Alles gut, Nani«, flüsterte sie, als das Licht ausging. »Ich bin nicht geflogen, aber ich bin jetzt in Sicherheit.«

3

4. JANUAR 1994

Sheriff Godbout fuhr die lange Strecke zur Arbeit, die Heizung voll aufgedreht und zehn Stundenkilometer unter der Geschwindigkeitsbegrenzung. Die zweispurige Landstraße bildete einen Kreis um Point Orchards, durch hübsche Streuobstwiesen und am Hafen vorbei. Auf dieser Strecke kam er an Doc Landrys Haus vorbei. Er reckte den Hals, während sein Cruiser daran vorbeirollte. Es war ein hübsches, frühlinggrünes zwei-stöckiges Haus, das ein gutes Stück von der Straße entfernt in einem kleinen Thujawäldchen stand.

In ein paar Wochen würde ein *Zu verkaufen*-Schild an einem Pfosten davorhängen, und irgendjemand von außerhalb würde sich das Haus unter den Nagel reißen. Eine junge Familie mit Kindern vielleicht, oder irgendein Karrieremensch aus Seattle, der ein Sommerhaus in Küstennähe wollte. Der Lebenslauf eines Hauses war schon eine seltsame Sache. Letztendlich würde Erin darin nicht mehr als ein kurzer Augenblick sein. Als sie hochschwanger mit ihrem gutaussehenden Mann dort eingezogen war, war sie wahrscheinlich durchs Wohnzimmer getanz, hatte mit ihrem Mann darüber gesprochen, was vor ihnen lag, dass sie ein Baumhaus für das Kind bauen würden, eine neue Küche planen, vielleicht die Thuja zurückschneiden und stattdessen Rosen pflanzen. Wer hätte gedacht, dass innerhalb von wenigen Jahren das Kind tot und der Mann mei-

lenweit fort sein würde. Das Haus war bereit für das nächste optimistische junge Pärchen.

Wahrscheinlich würde die Bank den Verkauf übernehmen, weil Erin keine Verwandten hatte. Sie und ihr Mann hatten sich kurz nach dem Tod ihrer Tochter getrennt, und nach allem, was Jim gehört hatte, hatte er eine tropische Villa in Costa Rica bezogen. Oder war es Puerto Rico? So oder so war Jim erleichtert, dass er an dem hübschen Häuschen vorbeifahren konnte, statt Erins Angehörigen die traurige Nachricht zu überbringen.

Das war mit Abstand das Schlimmste an seinem Job. Immer wenn in Point Orchards jemand an einer nicht natürlichen Ursache starb, lastete die Verantwortung, es der Familie mitzuteilen, schwer auf Jims schmalen Schultern. Es hatte über die Jahre ein paar tödliche Autounfälle gegeben, ab und zu war jemand ertrunken, nicht immer ging alles gut, wenn die Jugendlichen im Sommer von den Klippen sprangen. Und er hatte sogar einmal das Pech gehabt, von einem grausigen Jagdunfall zwischen zwei jungen Männern im Reservat berichten zu müssen. Im Reservat gab es keine Polizeiwache, und weil das Gebiet größtenteils in seinen Bezirk fiel, fuhr Jim in Notfällen ab und zu auch über die Grenze zu den Squalomah.

Der Yachthafen kam hinter den Bäumen zum Vorschein. Etwa zwei Dutzend weiße Freizeitboote lagen nebeneinander im dünnen Morgennebel wie eine ordentliche Reihe mit Zuckerguss verzierter Gebäckstücke. Die industrielleren graubraunen Fischerboote hinter ihnen bildeten zwei unregelmäßige Reihen, wie schlecht gepflegte Zähne. Einige Boote fehlten – die Kapitäne waren schon bei der Arbeit. Sie waren früh zum Fischen auf die Meerenge hinausgefahren.

Das Blue Goose Café befand sich gegenüber vom Hafen auf der anderen Straßenseite. Der Sheriff parkte seinen Cruiser

und steckte seinen Geldbeutel in die hintere Hosentasche. Das Blue Goose gehörte einer Veteranenwitwe namens Della, die zu Ehren ihres verstorbenen Mannes großzügigerweise Uniformierte kostenlos bewirtete.

Ein paar winzige weiße Flocken landeten auf der Schulter des Sheriffs, und er wickelte seine Jacke fester um sich. Der Sturm kam zu früh. Laut Wetterbericht hätte es erst am späten Nachmittag losgehen sollen, dann sollten über Nacht schon mehr als zehn Zentimeter liegen bleiben, und am nächsten Tag würde es noch mehr schneien. Point Orchards bekam immer die Winterstürme ab, die vom Pazifik hereinkamen. Im Sommer war das Städtchen ein idyllischer Rückzugsort für Touristen aus Seattle. Die dicht bewaldete Küste gewährte an den wenigen Wochenenden, an denen es wirklich heiß wurde, Zuflucht – den Rest des Jahres über war es meist stürmisch.

Die dicken grauen Wolken, die sich über dem Pazifik bildeten, wurden vom Wind ins Landesinnere getragen und dann an den Gebirgszügen im Osten ausgequetscht, woraufhin sie weiß und flauschig zu den trockeneren Gefilden auf der anderen Seite der Berge schwebten. Sie ließen ihren Inhalt – Regen, Hagel oder Schnee, oft alle drei an nur einem Tag – verlässlich auf Point Orchards fallen. Es war fast so, als hätte, wer auch immer das Städtchen gegründet hatte, es als eine Art ausgeklügelten, langwierigen Witz am Fuß der Berge platziert, damit alle, die dort wohnten, sich mit dem wochenlangen Dauerregen herumschlagen mussten.

Im Café begrüßte ihn der Geruch nach Kaffee und Bacon wie ein alter Freund. Jim tippte sich an den Hut, und Della winkte ihn zur Theke hinüber.

»Es stimmt, oder?« Sie stellte eine Tasse vor ihn hin und goss dampfend heißen Kaffee hinein.

»Della.« Er schüttelte den Kopf. »Du weißt doch ganz genau, dass ich nicht darüber sprechen kann.«

Della stützte die Ellbogen auf die Theke. »Sarah war gestern zum Mittagessen hier, und sie hat gesagt, dass Mike ganz verdattert vom Angeln zurückgekommen ist. Sie hat gesagt, Wes und er hätten Doc Landry im Wald gefunden. Wir sind alle ganz außer uns.«

Jim trank einen großen Schluck Kaffee. Die Gerüchteküche brodelte also, wie immer. Wie lange es wohl gedauert hatte, bis die Nachricht sich in der ganzen Stadt verbreitet hatte, nachdem Mike und Wes nach Hause gekommen waren und es ihren Frauen erzählt hatten? Eine Stunde vielleicht. Höchstens zwei.

»Kann ich ein Omelett mit Pilzen und Kochschinken haben, bitte?«, fragte er. Della verstand, dass das Gespräch damit beendet war, und machte sich ans Werk.

»Ruf einfach, wenn der Kaffee leer ist«, sagte sie und stellte ihm die Kanne hin.

Wenig später legte sich eine Hand auf Jims Schulter, und Jeremy setzte sich auf den Hocker neben ihm.

»Der Rechtsmediziner kommt gegen Mittag«, sagte er zur Begrüßung.

»Gut.« Jim nickte.

»Ich will dabei sein, wenn er die Autopsie macht.« Jeremy schenkte sich Kaffee ein.

Jim sah missbilligend zu, wie er nacheinander vier Portionen Kaffeesahne aufmachte und in seinen Kaffee kippte.

»Nein, willst du nicht. Glaub mir.« Er trank einen großen Schluck aus seiner Tasse.

»Doch.« So leicht ließ Jeremy nicht locker. »Ich will dabei sein, wenn er herausfindet, ob sie es selbst war oder nicht.«

In der Küche fiel klappernd eine Metallschüssel zu Boden,

und Jim stützte den Kopf in die Hände und massierte sich mit den Fingerspitzen die Schläfen.

»Sag das doch nicht so laut! Wir haben auch so schon genug zu tun, ohne dass sämtliche selbsternannten Detektive der Stadt bei uns im Büro aufkreuzen.«

Jim warf einen Blick durch das Fenster in der Küchentür und sah, dass Dellas Kopf verdächtig in ihre Richtung geneigt war. Er trank seinen Kaffee aus und schob den Becher über die Theke.

»Hab keinen Hunger mehr, Della«, rief er, bevor er sich langsam von seinem Barhocker hievte und zur Tür ging. Er hatte den unangenehmen Verdacht, dass auch diese »Informationen« sich rasch verbreiten würden, aber dagegen konnte er nichts machen.

Der Rechtsmediziner war pünktlich und folgte Sheriff und Hilfssheriff zur Leichenhalle von Point Orchards. Er bat darum, während der Autopsie nicht gestört zu werden. Eine Bitte, der zumindest Jim nur zu gerne nachkam. Er hatte während seiner Karriere genau eine Autopsie gesehen, und das hatte ihm gereicht. Es gab nichts, was einem so gründlich den Appetit verdarb wie das Krachen von Rippen unter der Knochensäge.

Die Uhr über der Glastür tickte langsam vor sich hin. Um drei saß Jim mit dem Rücken zu Jeremy, der in dem kleinen Wartezimmer vor der gekühlten Leichenhalle auf und ab lief. Fette Wassertropfen fielen von einer durchweichten Platte in der Ecke des kleinen Büros, und Jim beobachtete, wie einer nach dem anderen in einem stetig wachsenden nassen Fleck

auf dem Teppich landete. Wenn sich nicht bald jemand darum kümmerte, würde das alles bald anfangen zu schimmeln.

»Würdest du dich bitte hinsetzen, Junge? Verdammt noch mal.« Er hatte Jeremy schon dreimal gebeten.

Jeremy blieb ganze fünfundvierzig Sekunden sitzen, bevor er wieder aufsprang und im Zimmer hin und her lief.

»Ich sollte da drin sein. Das hier ist mein Fall.« Jeremy rang die Hände.

»Unser Fall«, verbesserte ihn der Sheriff.

»Du weißt doch, was ich meine«, sagte Jeremy ungehalten, machte auf dem Absatz kehrt und durchquerte schon wieder den Raum.

»Der Mann ist es eben gewohnt, mit Menschen zu arbeiten, die ihn in Ruhe lassen.« Jim kicherte über seinen eigenen Witz.

Vier Uhr kam und ging. Jeremy hörte endlich auf, hin und her zu laufen, und schaute stattdessen aus dem Fenster zum Parkplatz, wo der Schnee immer höher wurde.

Je später es wurde, desto mehr krampfte Jims Magen sich zusammen. Das hier war keine Situation, in der keine Nachricht eine gute Nachricht war.

Um Viertel vor fünf öffnete sich die schwere Tür zur Leichenhalle mit einem lauten Ächzen. Der Rechtsmediziner kam heraus und zog die blauen Gummihandschuhe aus.

»Na ja, wer auch immer wollte, dass der Mord an dieser Frau wie Selbstmord aussieht, hat wirklich keine gute Arbeit geleistet.«

»Ich wusste es!« Jeremy war außer sich. Sowohl Jim als auch der Rechtsmediziner warfen ihm einen verächtlichen Blick zu.

»Ich wusste es«, sagte er wieder, schaffte es aber nicht, seine Aufregung wesentlich besser zu verbergen.

Jim wandte sich dem Rechtsmediziner zu. »Also, was liegt vor?«, fragte er.

»Ich lasse die Fotos für euch ausdrucken, aber es ist alles da, was zu einem Homizid mit Erhängen dazugehört. Ihre Leiche war ziemlich sauber, keine Schürfwunden, aber es gab ein paar sichere Anzeichen dafür, dass sie es nicht selbst getan hat.«

»Gab es irgendwelche Anzeichen für, ähm ...« Jim verstumpte, aber der Rechtsmediziner hatte ihn verstanden.

»Nein, nichts dergleichen.«

»Also, die Todesursache?«

»Ersticken. Es ist möglich, dass sie mit dem Seil erwürgt wurde, bevor man sie aufgehängt hat, aber das können wir jetzt nicht mehr sicher feststellen. Aber es liegt eine typische Jefferson-Fraktur vor.« Er legte einen Finger an seinen Schädelansatz. »Das Genick ist hier gebrochen, sie wurde also nicht sanft aufgeknüpft. Deswegen würde ich vermuten, dass der Tod durch Erhängen eingetreten ist, nicht durch Strangulation davor.«

»Was noch?«, fragte Jim.

»Na ja, der eigentliche Hammer ist das Blut unter ihren Fingernägeln. Es war nicht viel, nur ein bisschen unter dem rechten Mittel- und Ringfinger, aber ich kann mir nur einen einzigen Grund vorstellen, warum es sich dort befunden hat. Das sind die Finger, die die Haut verletzen würden, wenn man einen Angreifer kratzt. Ich habe das schon oft gesehen.«

Jim lief ein Schauer über den Rücken, während der Rechtsmediziner weitersprach.

»Das Labor der Kriminologie in Seattle hat die neueste DNA-Technologie. Ich würde sagen, es lohnt sich, die Blutprobe einzuschicken. Mal sehen, ob sie etwas dazu sagen können.«

»Ja, ja, darüber habe ich was gelesen!« Jeremy schnipste aufgeregt mit den Fingern. »Vor ein paar Jahren konnten sie ein Urteil widerlegen. Sie haben bewiesen, dass der Verurteilte unschuldig war, weil sie die DNA von jemand anderem am Opfer gefunden haben. Oh Mann, was kommt als Nächstes?«

Auf dem Weg zur Tür versprach der Rechtsmediziner Sheriff und Hilfssheriff einen detaillierten Bericht.

Jetzt war es offiziell. Gott hatte Jim kein friedliches letztes Arbeitsjahr beschert. Der Sheriff bedankte sich beim Rechtsmediziner, schüttelte ihm die Hand und wünschte ihm eine sichere Rückreise nach Seattle, vor allem bei dem Sturm. Als der braune Kombi langsam davonfuhr und das Rücklicht von wirbelnden Schneeflocken verschluckt wurde, wusste Jim mit bedrückender Sicherheit, dass er selbst ebenfalls direkt auf einen Sturm zusteuerte.